



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

großen Namen von Neufiedel aus zu erwerben, was ihm zeitraubender und schwieriger erschien, als wenn er im Strom der Mitschwimmenden hätte mitschwimmen können. Und nun war er nach einigen kleinern Sachen und mißratnen Anfängen mit seinem Drama: Das verlorne Paradies, herausgekommen. Dieses war auch aufgeführt worden, und die Kritik hatte es nicht gänzlich zerzaust, sondern vielversprechende Anfänge darin gefunden und den Autor aufgefordert, auf dem beschrittenen Wege weiterzuschreiten. Was zu tun er denn auch durchaus entschlossen war.

Dies Verlorne Paradies war eine ins Kommerzienrätliche übersezte Hauptmannsche Glocke. Diesmal war der Glockengießer der Schwiegersohn eines Patrizierhauses, genial, jung und freheitsdürstend. Natürlich hat er auch sein Hautendelein. Aber die Schwiegereltern verstehn keinen Spaß, sie zwingen ihn, sein Hautendelein aufzugeben und in den Schoß der Moralität zurückzukehren. Das ist das verlorne Paradies. Schließlich, nachdem er die Lebenswerte philosophisch zerpulvert hat, erklärt er das Leben für einen gemeinen Schwindel und schießt sich der Hoffnung und der Geduld fluchend eine Kugel vor den Kopf. Es ist begreiflich, daß dieses Drama, das so ganz dem Zeitgeschmack entsprach, sein Glück machte.

Die Freunde des Zeilusschen Hauses hatten die Partie, die Luzie gemacht hatte, für ein großes Glück gehalten. Professor Zeilus war nicht ganz dieser Meinung. Er hatte eine ausgesprochne Abneigung gegen Wenzel Holm, den er von der Schulzeit her und zwar als unsichern Kantontisten in Grammaticis kannte. Er hatte auch, da er sich von seiner Kunst nicht blenden ließ, nur darum in die Heirat eingewilligt, weil seine Frau nicht aufhörte, von der guten Versorgung ihrer Tochter zu lamentieren, und betrachtete es als sein gutes Recht, kräftige Töne zu reden, wenn in dem Holmschen Hause etwas nicht stimmte, wodurch er die Sache nicht besser machte. Als aber das Verlorne Paradies herauskam, schnitt er geistig das Tisch Tuch zwischen sich und seinem Schwiegersohn durch. Ddieser Mensch dhaa, sagte er empört, gehört nicht in den Choros der Musen und Charitinnen, sondern unter die Askalai und Tympanistai, unter die Sackpfeifer und Paukenschläger, ja, was sage ich, unter die Ruderknechte und Hafenstrofche. Ddieser Mensch hat nie begriffen und wird nie begreifen, was der Sinn und die Pflicht des Kalonlagathon sei. Dhaa! Er ffahre dahin, aber ich beklage es, daß er meiner Tochter Mann ist.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 10. Januar 1909

(Der Kaiser und die kommandierenden Generale. Der Lärm über den Artikel des Grafen Schlessen. Zentrumstreiberen. Die Lage im Orient. Juanschikai.)

Die Sucht, die Person des Kaisers zum Mittelpunkt einer politischen Sensation zu machen, hat in den ersten Tagen des neuen Jahres seltsame Blüten getrieben, und diesmal ohne jede Schuld des Herrschers selbst. Die Verantwortung für manche daraus entstandnen und vielleicht noch entstehenden Unzuträglichkeiten, die man zwar nicht zu überschätzen braucht, die aber besser vermieden worden wären, fällt in diesem Falle nur denen zu, die ganz unnötigerweise aus einem sehr einfachen Vorgange eine Sensation gemacht haben. Es ist ein alter Brauch, daß die

kommandierenden Generale zum Neujahrsempfang in Berlin erscheinen. Das war in der preußischen Armee schon früher Sitte; nach der Begründung des Deutschen Reichs haben auch die deutschen Bundesfürsten, deren Kontingente nicht im Verbands der preußischen Heeresverwaltung stehn, Wert darauf gelegt, daß sich die Führer ihrer Armeekorps bei dieser Gelegenheit gleichfalls an der Seite ihrer preußischen Kameraden um den Deutschen Kaiser scharen. Es ist das einzigmal im Jahre, wo der Kaiser die höchsten Führer des gesamten deutschen Heeres — auch die im Frieden dem kaiserlichen Oberbefehl gar nicht unterstellte bayerische Armee schließt sich hierbei nicht aus — um sich versammelt sieht. Es liegt nahe, diese Gelegenheit zu benutzen, um die Ergebnisse und Erfahrungen des abgelaufenen Jahres auf militärischem Gebiete in irgendeiner geeigneten Form kurz zusammenzufassen und so die Anregung zu ihrer Erörterung im Kreise dieser sich so selten vollzählig zusammenfindenden militärischen Würdenträger zu geben, die doch für die Ausbildung des deutschen Heeres in erster Linie verantwortlich sind. Und zwar sind sie dem Kaiser verantwortlich, was seltsamerweise vielfach unbekannt zu sein scheint, obgleich die Reichsverfassung in Artikel 63 Absatz 3 und 4 sowie Artikel 64 und 65 dem Kaiser und niemandem anders Pflichten und Rechte gewährt, die die Befugnis des Kaisers, sich persönlich mit den höchsten Befehlshabern aller deutschen Kontingente über allgemeine Grundsätze der Ausbildung und die Erfordernisse der Verteidigung des Reichsgebiets zu verständigen, außer jeden Zweifel stellen. Wie oppositionelle Blätter auf den grotesken Gedanken verfallen können, eine solche Ansprache des Kaisers mit den kommandierenden Generalen bedürfe der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, würde einfach unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß die Handhabung gewisser Parteiphrasen manche Leute so vollständig einnimmt, daß sie gar nicht daran denken, einmal nachzusehen, was eigentlich in der Reichsverfassung steht.

Eine Ansprache des Kaisers über militärische Angelegenheiten bei einem Zusammensein der kommandierenden Generale ist also in keiner Beziehung etwas ungewöhnliches, am allerwenigsten, weil die Vorgänge in diesem geschlossenen Kreise die Öffentlichkeit gar nicht berühren. In diesem Jahre hat nun der Kaiser außerdem noch eine ganz besondere persönliche Zurückhaltung geübt, da er, anknüpfend an einen Rückblick auf die vorjährigen Manöver, die daraus zu gewinnenden taktischen Erfahrungen nicht mit eignen Worten zusammenfaßte, sondern auf einige Darlegungen verwies, die in bezug auf Taktik und Grundsätze der Kriegführung unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einem Artikel der Deutschen Revue enthalten waren. Der Kaiser verlas diese militärischen Ausführungen aus dem Artikel, der, wie allgemein ohne Widerspruch behauptet wird, den frühern Chef des Generalstabs der Armee, Grafen Schlieffen, zum Verfasser hat. Vielleicht war es gerade diese besondere Zurückhaltung des Kaisers, dieses bemerkenswerte Zurücktreten hinter einer Autorität, die jahrelang sein erster militärischer Berater und Vertrauensmann gewesen war, worin die Ursache des nicht beabsichtigten Bekanntwerdens des Vorgangs zu suchen ist. Man braucht durchaus nicht an eine Indiskretion zu glauben. Es ist menschlich erklärlich, daß die Nachfrage nach dem besprochenen Artikel, den doch nun jeder aus dem Kreise der Generale wahrscheinlich in seinem ganzen Wortlaut und Zusammenhang kennen lernen und besitzen wollte, zu ganz harmlosen Mitteilungen und Erklärungen über die Bedeutung dieser Nachfrage geführt hat, woraus dann das weitere kombiniert wurde und an irgendeine Stelle durchsickerte, die es an einige Zeitungen übermittelte.

Nun stürzte sich alles auf den Artikel der Deutschen Revue, von dem irrümlich behauptet worden war, der Kaiser habe ihn in seinem ganzen Umfange vorgelesen und sich damit einverstanden erklärt. Man las die Überschrift: „Der

Krieg in der Gegenwart“, und man las weiter, daß den militärischen Betrachtungen auch eine umfangreiche Schilderung der politischen Weltlage beigelegt war. Man übersah dabei, daß diese politische Schilderung nur dazu dienen sollte, gewisse Thesen über die Art militärischer Maßnahmen und über die Abwägung der Chancen verschiedener Kriegsführungsmethoden im Fall eines etwa ausbrechenden Krieges zu begründen. Also auch wenn der Kaiser diese Ausführungen mit verlesen und und sich auch damit einverstanden erklärt hätte — was eben durchaus nicht der Fall war —, so folgte daraus keineswegs, daß der Kaiser den Generalen seine politische Auffassung der Weltlage mitteilen und politische Folgerungen für die Gestaltung der wirklichen Ereignisse in der nächsten Zeit ziehen wollte. Aber der Irrtum war einmal erregt, und nun ließen es sich besonders unsre braven Ultramontanen nicht nehmen, mit großem Geschrei von einer politischen Ansprache des Kaisers zu berichten. Dabei fehlte es nicht an offenen und versteckten Hinweisen, daß die Zusage vom 17. November nicht innegehalten worden sei, denn der Kaiser sei ja nun doch wieder mit eigenmächtigen politischen Kundgebungen hervorgetreten. Die liberale Presse wahrte zum größern Teil die Besonnenheit, konnte sich aber doch nicht ganz der alarmierenden Wirkung des Irrtums entziehen, daß der Kaiser den Generalen gegenüber auf die bedrohliche politische Lage aufmerksam gemacht habe.

Die weitere Wirkung dieser Pressstimmen konnte nur sein, daß das Ausland die Sache aufgriff und natürlich so glossierte, wie es ihm bequem war. Wir brauchen auf diese ausländische Kritik der Sache nicht näher einzugehn; sie bewegt sich in bekannten Geleisen. Feindselige Absichten gegen Deutschland werden geleugnet und doch insofern indirekt zugegeben, als die Gegenbeschuldigung erhoben wird, Deutschland fordere ein Übergewicht über andre Völker, wogegen diese ein Recht hätten, sich zu gemeinsamer Abwehrpolitik zu vereinigen. Wenn Mißtrauen gegen Deutschland bestehe, so sei das nicht die Schuld oder das Unrecht der andern Mächte, sondern die Folge der Fehler der deutschen Diplomatie. Den Beweis für diese Behauptung bleibt man freilich schuldig, aber das beschwert die Gemüter nicht sonderlich. Kann man sich doch hierbei auf einen großen Teil der deutschen Presse selbst stützen, der nicht müde wird zu behaupten, alles, was sich in der politischen Lage nicht nach unserm Wunsch und zu unsrer Bequemlichkeit füge, sei durch die Führung der deutschen Politik und die Unfähigkeit unsrer Diplomatie verschuldet worden.

Durch eine amtliche Erklärung im Reichsanzeiger ist inzwischen richtiggestellt worden, wie es sich mit der Ansprache des Kaisers an die kommandierenden Generale verhalten hat. Damit sind die feindseligen Kritiken eigentlich gegenstandslos geworden. Als wert des Gedächtnisses erscheint nur die Feindseligkeit selbst, die sich übrigens auch in einer oft recht kindischen Herabsetzung des militärischen Werts des Revueartikels kundgab. In dem Artikel war natürlich vieles erwähnt, was dem militärischen Fachmann nichts neues bieten konnte. Das verstand sich von selbst, denn der Aufsatz wandte sich an ein Publikum von militärischen Laien. Das ist in der französischen und englischen Presse benützt worden, um den Artikel als unbedeutend zu kennzeichnen; eine militärische Autorität Frankreichs findet ihn „banal“. Das ist nun freilich ein Vorwurf, der den erfahrenen Kritiker in militärischen Fragen wenig berührt. Er weiß, daß die Schwierigkeit der Kriegskunst nicht zum wenigsten darin besteht, daß es nur wenigen Menschen gegeben ist, unter verwirrenden Umständen das scheinbar Banale, in Wahrheit den Wirklichkeitskern der Dinge zu erkennen. Die Weisen des Wiener Hofkriegsrats und die österreichischen Führer in der Bombarde während der Feldzüge in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts fanden auch die Kriegskunst des jungen Bonaparte regelwidrig und geistlos, und die Franzosen begreifen zum Teil noch

heute nicht, wie man in dem durchdringenden Scharfblick und dem nüchternen Wirklichkeitsinn der Moltkeschen Strategie Genialität finden kann. Aber es kommt im Kriege nicht darauf an, geistreich zu sein, sondern das Richtige unter Umständen zu treffen, unter denen Verstand und Willenskraft des Durchschnittsmenschen zu versagen pflegen.

Wir werden hoffentlich eine Lehre daraus ziehen, daß uns das überflüssige Hinaustragen von Vorgängen, die sich gar nicht in der Öffentlichkeit abgepielt haben und gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, wieder einmal im Urteil des Auslandes viel geschadet hat. Es würde aber ungerecht sein, zu verkennen, daß bei dieser ganzen Angelegenheit auch ein erfreulicher Zug hervorgetreten ist, nämlich das sichtlich Bestreben, dem Kaiser mehr als früher gerecht zu werden. Die Novemberkrise hat wirklich lustreinigend gewirkt, und man fühlt auch in demokratischen Kreisen die Notwendigkeit, den Bogen nicht zu überspannen und dem gesunden monarchischen Gefühl sein Recht zu wahren. Abseits stehen wiederum Sozialdemokratie und Zentrum. Hinsichtlich der erstgenannten Partei wird niemand darüber erstaunt sein. Diese Haltung entspricht ja dem Parteikatechismus. Mitunter artet sie in unfreiwillige Komik aus. So spricht der Vorwärts von dem „Pronunciamento“ der Generale. Was er sich darunter vorstellt, ist nicht ganz leicht zu verstehen; das Denken des gewöhnlichen Menschen muß dabei einige besondere Schraubenbewegungen vollziehen. Man weiß nicht recht, ob den Leuten vom Vorwärts, seit sie etwas von der „Kamarilla“ gehört haben, alle Dinge, die mit dem Kaiserhofe zusammenhängen, spanisch vorkommen, oder ob Vorwärts-Egmont seinem Partei-Märchen aus einem andern Grunde versprochen hat, einmal spanisch zu kommen. Jedenfalls würde als Mittel gegen Begriffsverwechslungen auf diesem Gebiete die Anschaffung eines richtiggehenden spanischen Lexikons und eines Leitfadens über die neuere Geschichte Spaniens dem Gelehrten des Vorwärts wohl zu empfehlen sein.

Was das Zentrum betrifft, so benutzte es freilich diese Gelegenheit nicht etwa zu Angriffen gegen den Kaiser. Die Sache wird natürlich anders gewendet. Die Neujahrsansprache muß als eine Kundgebung der persönlichen Politik des Kaisers dargestellt werden, damit daraus gefolgert werden kann, der Herrscher habe das ihm vom Kanzler auferlegte „Joch“ wieder abgeschüttelt. Wir erwähnten schon neulich die eifrige Ministerarbeit der demagogischen Zentrumspresse gegen den Reichskanzler. Das Treiben wird mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt, und inzwischen haben sich ihm noch gefährlichere Versuche beigegeben, die in der Absicht, dem Kanzler zu schaden und ihm die Führung der Politik zu erschweren, nicht einmal die Grenzen respektieren, die jeder Beurteilung auswärtiger Politik schon durch Rücksichtnahme auf leicht erkennbare vaterländische Interessen gezogen sind. Und diesen Treibereien steht nicht einmal die Entschuldigung zur Seite, daß die Schädigung vaterländischer Interessen einem ungezügelten Wahrheitsdrang entspringe. Denn die Behauptungen, die dabei aufgestellt wurden, sind zu alledem noch objektiv unwahr. Wenn man nun in Betracht zieht, wie leicht diese Unwahrheit zu erkennen und festzustellen war, und wie nahe es lag, ihre schädliche Wirkung vorauszusehen, so wird es schwer, bei der Kennzeichnung der Behauptungen als objektiver Unwahrheit stehen zu bleiben; man ist vielmehr versucht, darin alle Merkmale einer bewußten, böswilligen Erfindung zu sehen. Es wird nämlich nichts geringeres unternommen als die Verdächtigung der Bundestreue und der Ehrlichkeit der deutschen Politik gegenüber Österreich-Ungarn. Man erklärt wahrheitswidrig, Fürst Bülow habe sich nur zögernd und unter Schwankungen zu der von ihm jetzt verkündeten Politik entschlossen; in Österreich-Ungarn habe man mehr erwartet, und deshalb herrsche dort Enttäuschung und Unzufriedenheit. Ein Artikel der Wiener Reichspost, der aus Berlin stammen sollte

und sich den Anschein gab, als sei er über die Stimmung in den Kreisen der österreichischen Diplomatie unterrichtet, führte diese Ideen näher aus. Diesem Vorgehn sekundierte das Organ des Zentrums in unsrer Reichshauptstadt, die Germania, indem sie die unwahren Behauptungen über die deutsche Politik wiederholte und unterstrich. Es ist natürlich schwer festzustellen, aus welchen Zentrumskreisen diese Verdächtigungen, die nicht nur von amtlicher Seite in Berlin und Wien gebührend zurückgewiesen, sondern auch von der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin als böswillige Erfindung gekennzeichnet wurden, eigentlich stammten. Man glaubte anfangs, die Feder des Abgeordneten Erzberger zu erkennen; nachdem dieser es bestimmt abgeleugnet hat, kann man natürlich an dieser Annahme nicht festhalten, ohne in der Lage zu sein, einen in solchem Falle unmöglichen Gegenbeweis zu führen. Übrigens war man von Anfang an trotz der vermuteten Verfälschung des Herrn Erzberger der Meinung, daß andre Kreise die treibenden Elemente seien. Verschiedne Anzeichen deuten darauf hin, daß hinter diesen Versuchen, in Wien Mißtrauen gegen die Berliner Politik zu säen und vereinzelt Trägern einer Oppositionsstimmung gegen die Dreibundpolitik in Wien ein ihnen nicht gebührendes Relief zu geben, einzelne katholische Aristokraten stehn, die mit dem polnischen Adel beider Länder Fühlung haben, und deren Einfluß Fürst Bülow im Wege ist. Für die parlamentarische Vertretung und die politische Führung der Zentrumsparthei haben diese Treiberereien nur Verlegenheiten geschaffen. Denn dort sieht man es zwar nicht ungern, wenn die demagogisch geschulte Presse der Partei kräftig gegen den Fürsten Bülow heßt, jede Gelegenheit benützt, um möglichst einen Keil zwischen Kaiser und Kanzler zu treiben, und durch dies alles in den Parteimassen eine Stimmung schafft, die sie in schlechten Zeiten bei der Fahne hält und die Wiedererlangung der Macht vorbereitet, aber man empfindet es sehr unbequem, wenn die Leute, die der Partei für eine erfolgreiche politische Taktik verantwortlich sind, unnötig behindert, in einer falschen Richtung festgelegt oder durch unberufene Einflüsse geradezu kompromittiert und in eine politische Sackgasse gedrängt werden. Aus diesem Grunde hat die Kölnische Volkszeitung die erwähnten Verdächtigungen der deutschen Politik sehr entschieden verurteilt und in den Tagen, als Herr Erzberger allgemein als Verfasser oder Inspirator der Artikel galt, die Stellung dieses Herrn in der Partei und seine schriftstellerische Tätigkeit mit recht wenig freundlichen Worten bedacht, aus denen ein unbefangener Leser sogar so etwas wie Geringschätzung heraus hören konnte. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß die besser unterrichteten und der Führung näher sitzenden Organe der Zentrumspresse einer besonnenern Richtung wieder mehr Geltung verschaffen wollen. Das Demagogentum allein tut es nicht mehr, auch nicht in der Opposition, und man scheint zu fühlen, daß es bei der gegenwärtigen Konstellation in der Reichspolitik für das Zentrum nicht ratsam ist, sich alle positiven Möglichkeiten zu verbauen. Man darf diese kleinen Symptome keinesfalls übersehen.

In der Weltlage hat sich nicht viel verändert. Die Orientfrage rückt noch immer nicht recht vom Fleck. Eine gewisse Spannung zwischen Petersburg und Wien ist noch nicht beseitigt, und im Orient spielt die englische Politik nach wie vor eine Rolle, die nicht geeignet ist, die friedliche Lösung der Schwierigkeiten zu fördern. Die jungtürkische Politik glaubt sich durch England in ihren Ansprüchen moralisch gestützt; der Boykott österreichisch-ungarischer Waren im Orient wird mit ungeschwächtem Eifer aufrechterhalten. Die slawischen Balkanstaaten unterhalten die kriegerische Stimmung, und der serbische Ministerpräsident Milowanowitsch scheute in einer Rede in der Skupschtschina nicht vor einer Beleidigung Österreich-Ungarns zurück — mit einer Redewendung, die er freilich nachher auf ein Miß-

2025 UNIVERSITÄT BREMEN

verständnis oder einen Übersetzungsfehler zurückzuführen gezwungen war. Österreich hat trotzdem einen weitem Schritt des Entgegenkommens gegen die Wünsche der Türkei getan, indem die Zahlung einer Summe für die Übernahme der türkischen Staatsgüter in Bosnien angeboten wurde. Das wird allerdings wohl das äußerste sein, was Österreich-Ungarn bieten kann. Aber noch ist die Konferenz zur Beilegung der Orientwirren nicht gesichert, und wenn jetzt neuerdings wiederholt der Gedanke einer Vermittlung durch die nicht direkt an den politischen Balkanfragen beteiligten Mächte aufgetaucht ist, so wird man auch dieser Lösung einstweilen noch skeptisch gegenüberstehen. Der Pariser Temps hat von einer durch Frankreich, Deutschland und England einzuleitenden Vermittlungsaktion gesprochen. Das ist gewiß ernst gemeint, denn Frankreich hat ein starkes Interesse an einer friedlichen Lösung der Orientkrise, aber der Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, sind doch gar zu viele. Nebenbei wird die englisch-russische Verständigung in Persien auf immer härtere Proben gestellt, und es scheint beinahe, als ob die kritischen Stimmen, die sich immer schon in England gegen diese Politik geregt haben, einen etwas lautern Klang gewinnen.

Auch Ostasien zieht wieder die Blicke auf sich. Juanschikai, der chinesische Staatsmann, der unter der Herrschaft der verstorbenen Kaiserin-Regentin so großen Einfluß erlangt hatte und als einer der Hauptträger der Reformbewegung galt, ist unter der neuen Regierung plötzlich entlassen worden. Die Lage ist noch nicht völlig geklärt. Es ist möglich, daß Juanschikai aus irgendwelchen persönlichen Gründen dem neuen Regenten, Prinzen Tschun, unbequem geworden ist, aber ebenso nahe liegt es, zu glauben, daß der reformfreundliche Chinese den reaktionären Stützen der Mandschupartei zum Opfer gefallen ist. Eine Wiederaufrichtung des alten Mandschuregiments mit seiner schroffen Fremdenfeindschaft, die alsdann wieder im Bereich der Möglichkeit liegen würde, bedeutete jedoch eine starke Gefährdung der anerkannten Interessen der auswärtigen Mächte in China. Es ist deshalb begreiflich, daß die Vorgänge in Peking von der Diplomatie aller Weltmächte mit mißtrauischen Augen beobachtet werden, und daß man sich durch Vorbereitungen und Verabredungen auf alle Fälle vorbereitet. Vielleicht wirkt die Wahrnehmung dieser gemeinsamen Interessen an den Gestaden des Stillen Ozeans befähigend auf die Wegensätze in der europäischen Politik.

Ein unmoderner Modernist. Ein eigenartiges Buch ist vor einiger Zeit bei Frommann in Stuttgart erschienen, das Buch des Professors der Philosophie an der Universität Münster Gideon Spicker: Vom Kloster ins akademische Lehramt. Schicksale eines ehemaligen Kapuziners. Es schildert, wie sich ein tief innerlich veranlagter Katholik durch das rasiloje Suchen nach der Wahrheit vom katholischen, ja vom christlichen Dogma völlig löst, ohne doch seine Religion zu verlieren.

Von seinen äußern Schicksalen erzählt Spicker nicht eben viel, und der aufmerksame Leser fühlt bald heraus, daß er für Daten und Zahlen wenig Sinn hat; daher wissen wir oft nicht, in welchem Jahr wir uns befinden, und überhaupt nicht, in welchem Lebensjahre des Autors.*) Als Bauernsohn auf der Reichenau geboren, deren landschaftliche Reize er mit schönen Worten schildert, fühlt er sich schon früh zu etwas Höherem geboren; das bedeutet in katholischer Gegenwart natürlich, daß er „geistlich“ wird, zumal da er starke Neigung zur religiösen Askese an den Tag legt. Unter schweren Hindernissen beginnt er seine Studien und wird bald zu

*) Spicker ist im Jahre 1840 geboren (er selbst verrät es uns nicht).

Platon geführt, dessen Phädon den philosophischen Gros, die Sehnsucht nach den transzendenten Wahrheiten in sein Herz senkt; in dem ehrwürdigen Kloster Einsiedeln genießt er endlich eine regelmäßige Ausbildung und tritt dann in das Kapuzinerkloster in Luzern ein, weil ihm die armen barfüßigen Kapuziner als die wahren Nachfolger Christi erscheinen. Was er aus diesem und dem Freiburger Kloster, wo er seine Studien fortsetzt, erzählt, wird besonders nichtkatholische Leser interessieren, die sich vom Klosterleben meist schiefe Vorstellungen machen; hier genüge es zu sagen, daß er verbotne Bücher liest (zu denen auch Bossuet und La Bruyère gehören), weil ihm die öden scholastischen Compendien nicht genügen, und daß er sich die nötige Fertigkeit im Aufschlagen des Breviers nicht anzueignen vermag, auch im Dienst bei der Messe unbrauchbar ist. Ob das Streben nach verbotner Frucht oder die äußere Ungeschicklichkeit sein Los besiegelt, wird nicht ganz klar: jedenfalls entbindet man ihn nach drei Jahren seines Gelübdes und stößt ihn aus dem Orden aus. Trotzdem gibt er den Plan, den geistlichen Beruf zu ergreifen, nicht auf und wendet sich nach München, um Theologie zu studieren; aber hier stößt ihn an Döllinger der Mangel an spekulativem Verständnis ab, und so gerät er schließlich in die Vorlesungen Prantls, des berühmten Historikers der Logik, er promoviert bei diesem Skeptiker mit einer Arbeit, in der er so unvorsichtig ist, von einem Nonnenkloster zu berichten, wo sich Gräber mit Kinderknochen gefunden haben. Schon jetzt fällt die Kaplanspresse mit der törichten Insinuation über ihn her, er habe sich den Dokortitel erkaufte — ein kleiner Vorgesmack von dem, was später folgen sollte. Auf den Rat seiner Münchner Lehrer habilitiert er sich in Freiburg i. B., und jetzt, sich selbst überlassen, wird er gewahr, daß er durch Prantls skeptischen Einfluß bei der reinen Negation angelangt ist, den alten Glauben verloren, aber eine feste philosophische Weltanschauung nicht gewonnen hat. Und so beginnt eben da, wo sein äußeres Leben in feste Bahnen gelenkt wird, die Tragik seines innern: er versucht das Verlorne durch metaphysische Spekulation zu ersetzen, er durchmußert alle großen Systeme und macht sich mit den Errungenschaften der modernen Naturforschung vertraut, um sein Ideal zu erreichen: „eine Religion in philosophischer Form auf naturwissenschaftlicher Grundlage.“ Aber man hat das deutliche Gefühl: auch der fast Siebzigjährige hat es noch nicht erreicht, und es ist kein Zufall, daß er am Schluß des Buchs eine alte Grabchrift mitteilt, die beginnt: *Dubius vixi, non impius; incertus morior, non perturbatus.*

Die Schriften des liberalen Katholiken erregten die Aufmerksamkeit des preussischen Kultusministeriums, das gerade damals im schwersten Kulturkampfe lag; einen Tag nach der Absetzung des Bischofs von Münster erhielt Spicker einen Ruf an die dortige Akademie; er trat sein neues Amt im Jahre 1876 an, von der dortigen ultramontanen Presse mit einem förmlichen Wutgeheul begrüßt, das sich beim Erscheinen seiner Schrift über Lessing noch steigert. Was Spicker aus der Schrift des Stadtdechanten Rappen von Äußerungen über sich und den großen Physiker Hittorf mitteilt, muß man bei ihm selbst nachlesen. Dieser christliche Priester, der sich durch Studenten aus Spickers Vorlesungen alle anstößigen Äußerungen hinterbringen ließ und sie in einem „Herbarium“ sammelte, brachte es so weit, daß Windthorst und Schorlemer den gefährlichen Philosophen im Landtage angriffen; damals ist Spicker sogar in den Kladderadatsch gekommen. Aber als im Jahre 1898 ein Buch über den „Kampf zweier Weltanschauungen“ erschien, worin der jetzt über achtzig Jahre alte Rappen mit Unrecht eine Rückkehr zur Religion gesehen hat, erschien er plötzlich bei dem alten Gegner und söhnte sich gewissermaßen mit ihm aus.

Ich habe Spicker in der Überschrift einen „unmodernen“ Modernisten genannt. Das ist er, weil er doch tiefer in der Scholastik stecken geblieben ist, als er selbst

glaubt. Ob eine Versöhnung von Wissen und Glauben überhaupt möglich ist, werden heute viele bezweifeln; daß das Problem in die Entwicklung der modernen Philosophie hineinpaßt, muß entschieden leugnen, wer nicht selbst Theologe ist. Und an Spicker ist vieles von seiner theologischen Vergangenheit haften geblieben. Auch in anderer Beziehung hat man den Eindruck, es mit einem weltfremden Manne zu tun zu haben. Die heutige Universität Münster, die sich von andern Universitäten nur durch das Fehlen der halben medizinischen Fakultät unterscheidet, erscheint ihm immer noch im Lichte der Akademie von 1876, an der eine liberale Minorität mit der ultramontanen Majorität in erbittertem Kampfe lag. Das sind, Gott sei Dank, tempi passati, und alle die von Spicker geschilderten Vorfälle könnten sich heute höchstens innerhalb der theologischen Fakultät wiederholen, in dieser aber ebenso gut auch in Bonn, Breslau oder Straßburg. Aber gerade die unbedingte Ehrlichkeit, mit der Spicker von allen seinen innern Kämpfen erzählt, macht das Buch zu einer interessanten Lektüre für jeden, der die freieren Strömungen innerhalb des Katholizismus nicht ohne Hoffnung verfolgt.

Bilderatlas zur sächsischen Geschichte in mehr als 500 Abbildungen auf 100 Tafeln zusammengestellt von Professor Dr. D. E. Schmidt und Professor Dr. J. L. Sponsel. Mit einer Beilage: Die Entwicklung der sächsischen Kultur von D. E. Schmidt. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner, 1909. Auch dieses Werk ist ein Erzeugnis warmer Heimatliebe, das Ergebnis einer Vertiefung der historischen Forschung und Auffassung und zugleich der wieder verstärkten Betonung der landschaftlichen Geschichte, die durchaus berechtigt ist, da zur Entwicklung der deutschen Kultur alle deutschen Stämme je nach ihrer Art beigetragen haben, wenngleich die politische Einigung der Nation der Hauptsache nach von Preußen oder unter Preußens Führung durchgeführt worden ist. In dieser erneuten Betonung des eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängten Provinziellen und Landschaftlichen liegt ein tiefberechtigter Zug, solange sich dieses Landschaftliche bewußt bleibt, eben nur im Rahmen der deutschen Kultur zu stehen und nichts Apartes für sich sein will, das etwas Besseres wäre als die Nachbarn. Daß die vorliegende Sammlung nicht in diesem Sinne, sondern im deutschen Sinne gemeint ist und zu verstehen ist, dafür bürgt vor allem der Name D. E. Schmidts, des feinsinnigen Verfassers der jedem Grenzbotenleser bekannten „Kursächsischen Streifzüge“. Ihm fällt außer der knappen, alles Wesentliche sachkundig hervorhebenden und zusammenfassenden Beilage über die Entwicklung der sächsischen, das heißt der auf dem Boden des heutigen Königreichs Sachsen aufgeblühten Kultur von der sogenannten prähistorischen Zeit bis zur Gegenwart, von der jüngern vorgermanischen Steinzeit bis auf Richard Wagner und Max Klinger die Auswahl der größern Hälfte der Tafeln (52, nämlich 1 bis 31, 49, 81 bis 100) zu. Zu ihnen haben zahlreiche Behörden, öffentliche und private Sammlungen beigetragen. Das meiste ist nach Photographien nach der Natur oder nach den Originalen in Autotypien wiedergegeben, die oft etwas klein ausgefallen sind, weil eben jede Tafel mehrere Bilder bringen sollte, aber doch dem Zwecke im ganzen völlig genügen. Ihre Reihe eröffnen typische Landschaften aus verschiedenen Gegenden Sachsens, dann folgen Geräte und Waffen aus den verschiedenen Perioden der Urzeit bis auf die Slawenzeit. Die mit 928 beginnende deutsche Zeit eröffnen Bilder und Pläne der ältesten Burganlage von Meißen; dann ziehen alle die verschiedenen Kulturperioden von den Denkmälern des romanischen Stils durch die Zeit der Gotik, der in Sachsen ganz besonders reich entwickelten Renaissance, des Barock uff. in zahlreichen, wohlausgewählten Typen mit Plänen von Stadt- und Dorfanlagen, historischen Szenen,

Porträts, berühmten Kunstwerken, charakteristischen Bauten am Auge des Beschauers vorüber, naturgemäß mit den Fortschritten der Kultur in verhältnismäßig wachsender Zahl. Den Schluß bilden zwanzig Tafeln zur Veranschaulichung dörflicher, volksmäßiger Kunst, der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe, des Bergbaus, der Industrie, des Verkehrslebens, malerische Ansichten aus Mittel- und Kleinstädten, moderner Monumentalbauten und großstädtischer Einrichtungen.

Bei dem außergewöhnlich niedrigen Preise (5 Mark) der reichen Sammlung darf man sicher erwarten und hoffen, daß sie in recht viele Hände kommen und auch den Zweck, das Interesse und die Liebe für die Heimat vor allem in der Jugend zu beleben und zu stärken, erfüllen werde. Für eine zweite Auflage aber, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge auch die so reich und selbständig entwickelte Kultur der Oberlausitz, die der Anfall an Kursachsen 1635 von dem Schicksale Böhmens gerettet und der deutsch-protestantischen Kultur erhalten hat, stärker berücksichtigt werden, als es zunächst mit den wenigen Bildern, die ihr jetzt gewidmet sind, geschah ist. Das Interessanteste an ihr ist nicht das schwache, auf einen engen Kreis beschränkte Wendentum, an das viele zuerst denken, wenn von der Oberlausitz die Rede ist, sondern die Ausgestaltung eines kraftvollen deutschen Bürgertums, das in seiner Blütezeit die meisten Städte der „Erblande“ an Selbständigkeit des Geistes weit übertroffen hat. *

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von F. v. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Spielend zu lernen und lernend zu spielen“

das war der Grundgedanke der Herausgeber von

B. G. Teubners Künstler-Modellierbogen

Wer je Kinder beim Ausschneiden und Aufbauen beobachten durfte, bekennt mit Freude, daß für die Mußestunden der Jugend hier ein anziehendes und anregendes, belehrendes und bildendes Beschäftigungsmittel geschaffen wurde.

Es sind zunächst folgende Motive erschienen: **Aus deutschen Ländern:** Alpenhof — Sennhütte (Staffagebogen I: Alpenleben). Schwarzwaldhof — Schwarzwaldmühle (Staffagebogen II: Schwarzwaldleben). Ländlicher Bahnhof* — Niedersächsisches Bauernhaus* — Niedersächsische Dorfkirche* (Staffagebogen IV: Bauernleben). * Altwendischer Bauernhof. * Kogelburg (2 Bogen). * **Aus fremden Ländern:** Wollenträger — Japanisches Teehaus — Haus auf Ceylon — Lappenlager — Rumänisches Bauerngehöft* (Staffagebogen V: Rumänisches Leben). **Aus dem Mittelalter:** Stadttor mit Patrizierhaus (2 Bogen) — Rathaus (Staffagebogen III: Mittelalterliches Leben). **Aus der Urgeschichte:** Pfahlbau-Settelung.* **Märchen:** Hänsel und Gretel. * Schatten-Theater (2 Bogen). * Markttag in der Kleinstadt.*

Die mit * versehenen Bogen erscheinen als erste Serie aus dem
Preisauschreiben für B. G. Teubners Künstler-Modellierbogen 1908.

Jeder Bogen kostet 40 Pfg. (Jeder Staffagebogen 20 Pfg.) Porto 10 Pfg.

Katalog mit Abbildungen aufgebauter Motive ist gegen Einsendung
von 10 Pfg. in Briefmarken zu beziehen vom Verlag.

B. G. Teubner, Leipzig, Poststrasse 3.